

## Gedanken zum Evangelium des 17. Sonntag im Jahreskreis, Lesejahr B

*Ernst Heil, Diakon*

Liebe Leser\*innen,

„*Das schaffe ich nie! Das schaffen wir nie!*“ Sie kennen sicher diesen Satz oder haben ihn schon gehört. Da gibt es einen Berg von Arbeit, der bewältigt werden soll. Die Zeitvorgabe dafür erscheint viel zu gering. Es gibt zu wenige Mitarbeitende. Die entsprechende technische Ausstattung ist ungenügend. Und dennoch wird Druck aufgebaut. Das muss getan werden.

„*Das ist nicht zu schaffen*“ Das haben damals vielleicht auch die Jünger gedacht. Jesus hat sie aufgefordert für 5000 Leute Essen zu beschaffen. Die Gegend ist nicht dicht besiedelt. Die finanziellen Mittel unzureichend. Da mag mancher der Jünger sich denken: Was weiß denn Jesus vom Aufwand, den die Verköstigung von so vielen Leuten bedeutet. Selbst wenn sie nur mit Brot versorgt werden sollen, ist das nicht zu schaffen. Die Jünger wagen dennoch einen Versuch. Die ernüchternde Suche in der Menge bringt fünf kleine Fladenbrote und zwei Fische hervor. Das ist alles, was die Jünger in der Menschengruppe auftreiben können. Für ein paar Erwachsenen gerade knapp ausreichend.

Menschen von heute würden gewiss ähnlich reagieren wie die Jünger damals: „**Was ist das für so viele!**“ (Joh. 6, 9c). Die Antwort, Ernüchterung pur. Doch dann geschieht das Wunderbare. Ein kleiner Junge bietet das Wenige an und am Ende reicht es für alle. Es ist sogar mehr als genug, es bleibt körbeweise übrig. Das wird eingesammelt, damit es nicht verdirbt.

Manche Bibelwissenschaftler sagen dazu: In diesen Sätzen spiegelt sich eine frühkirchliche Praxis. Sie beschreibt den Umgang mit den eucharistischen Gaben nach dem Gottesdienst. Sie werden verwahrt – auch für die Austeilung an die Kranken. Das ist bis in unsere Zeit in der katholischen Kirche so üblich. „Und weiter heißt es: Es gibt gute Gründe anzunehmen, dass die fünf Brote in dieser Wundererzählung auf die fünf Bücher Mose hinweisen. Es gibt mehrere Zeugnisse dafür aus den ersten Jahrhunderten. Nach denen wird die Thora mit dem Brot – dem Hauptnahrungsmittel – verglichen.“ (nach Josef Imbach: Wunder, eine existentielle Auslegung, Würzburg 1995, S. 113)

Hinter dem Wunder der Brotvermehrung steckt aber auch die Erfahrung einer neuen Gemeinschaft. In ihr teilen Menschen ihre begrenzten Möglichkeiten miteinander. Und dann ereignet sich das Wunder, es reicht für viele. In dieser Wundererzählung geht es nicht um einen großen Zauber. Hier spiegelt sich die Erfahrung tragender, mitleidender und füreinander sorgender Gemeinschaft. Diese neue Gemeinschaft wird durch Jesus selbst gestiftet. Durch sie scheint durch, was Jesus als Reich Gottes verkündet. Und das bedeutet auch: Menschen helfen einander. Sie werden aufmerksam auf die Mitmenschen an ihrer Seite. Sie sind füreinander da, wissen umeinander und sorgen sich darum, dass es allen gut gehen kann. Dazu reicht in vielen Fällen das Wenige, das der Einzelne einbringen kann. Es kommt vielen zugute. Und das Ergebnis: Was unmöglich erscheint, wird wahr. Die Menschen können erleben: Hier bricht etwas

Neues durch Gottes Liebe und Zuneigung zu den Menschen wird in dieser Gemeinschaft spürbar, erfahrbar, erlebbar.

Was bedeutet das für die christliche Gemeinde von heute? In der Erzählung vom Wunder der Brotvermehrung stecken Anspruch und Wirklichkeit zugleich. In der christlichen Gemeinde können Menschen füreinander sorgen. Nicht nur Brot können sie geben. Sie können das Leben mit all seinen Seiten und Möglichkeiten miteinander teilen. Dazu kann jede\*jeder einbringen, was sie\*er an Möglichkeiten besitzt. Auch wenn es nicht viel ist, können dann die vielen davon leben.

Denn das Wenige, das ich tun kann, das Wenige, das ich einzusetzen vermag, ist wichtig. Es ist vielleicht sogar unersetzbar. Ich darf darauf vertrauen, dass Gott viel mehr daraus machen kann, als ich es mir vorstellen kann. Wenn ich darauf vertraue, dann entdecke ich viel Hoffnungsvolles, auch im Alltag und in den Mühen des Lebens. Dann heißt auf einmal der Satz: *„Das ist doch zu schaffen: Auch mit dem Wenigen kann die neue Gemeinschaft wahr werden, in der Gott mitten unter uns wohnt.“*

Eine Begebenheit mit dem bekannten Dichter Rilke verdeutlicht das:

Während seines Paris-Aufenthaltes ging Rilke täglich um die Mittagszeit in Begleitung einer jungen Französin an einer alten Bettlerin vorbei. Stumm und unbeweglich saß die Frau da und nahm die Gaben der Vorübergehenden ohne jedes Anzeichen von Dankbarkeit entgegen. Der Dichter gab ihr zur Verwunderung seiner Begleiterin, die selbst immer eine Münze bereit hatte, nichts. Vorsichtig darüber befragt, sagte er: *„Man müsste ihrem Herzen schenken, nicht ihrer Hand.“* An einem der nächsten Tage erschien Rilke mit einer wundervollen, duftenden Rose. Ah, dachte das Mädchen, eine Blume für mich, wie schön! Aber er legte die Rose in die Hand der Bettlerin.

Da geschah etwas Merkwürdiges: Die Frau stand auf, griff nach seiner Hand, küsste sie und ging mit der Rose davon. Eine Woche lang blieb sie verschwunden. Dann saß sie wieder auf ihrem Platz, stumm, starr wie zuvor. *„Wovon mag sie die ganzen Tage über gelebt haben?“* Rilke antwortete: *„Von der Rose!“*

*(u.a. in: Schöne Geschenk-Geschichten für Rosenfreunde, Herder Freiburg 1996)*